

— Dem Vorschlag liegen zwei auf die Invaliditäts- und Altersversicherung bezügliche Anträge vor, einer vom Centrum, der andere von den Konservativen ausgehend. Sie verlangen eine Abänderung jenes Gesetzes in Bezug auf Ausdehnung und Organisation der Versicherung, eine Vereinfachung der Verwaltung, insbesondere gegenüber dem Markensystem. Auch diese Anträge, obwohl sie in der That einem dringenden Bedürfniß meiner Volkstheile entsprechen, werden bei der gegenwärtigen Geschäftslage nicht mehr zur Berathung kommen; sie können ja auch für den Augenblick keine Wirkung erzielen, sondern nur für eine folgende Session einen Gesetzentwurf zur möglichsten Abstellung der vorhandenen Beschwerden ausregen, der aber auf alle Fälle noch längerer Ermittlungen und Vorarbeiten bedürfen wird. Die Nothwendigkeit einer Vereinfachung des äußeren Apparates dieser Gesetzgebung bestreitet eigentlich Niemand; die Klagen aus allen theilhabenden Volkstheilen, die sich viel weniger gegen die Kosten, als gegen die Beschäftigungen richten, sind zu zahlreich und lebhaft; in den jüngsten Wahlen haben die Parteien der Opposition und des Reformismus viel Nutzen aus der Mißstimmung gegen jenes Gesetz gezogen. Auch bei der Staatsberatung der vorigen Session kam die Angelegenheit zur Erörterung, und es wurde von allen Seiten, auch von der Regierung, anerkannt, daß hier berechtigte Beschwerden vorliegen, daß aber auch die hauptsächlichsten als Last empfundenen Verschärfungen sich wohl durch zweckmäßigere Einrichtungen theilweisen oder mildern ließen. Mehrfach ist auf das Beispiel von Hüttenheim und andern Städten hingewiesen worden, wo das Einkleben der Marken und das Eingießen der Beiträge durch die Gemeinden besorgt wird. Wenn aber die Reformbedürftigkeit des Gesetzes von allen Seiten anerkannt wurde, so wird doch eine Aufhebung einklässig von keiner Seite gefordert. Staatssekretär v. Bötticher bezeugte eine solche in der Verhandlung der vorigen Session als einen nicht zu rechtfertigenden Mißbrauch und hob hervor, daß Gesetz werde sich immer mehr Freunde und Anhänger, wenn erst die wichtigsten Wirkungen allgemeiner erkennbar hervorgetreten seien, und Niemand protestirte leb-

(37. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nur eine halbe Stunde!

Roman von A. Nordmann.

Die beiden südländischen Würdenträger waren von der Aussicht auf die bevorstehenden bewegten Tage nicht wenig erschrocken. Der Fabrikherr ließ sie darüber nicht im Zweifel, daß an ein Nachgeben von seiner Seite nicht zu denken sei. Er verlangte, daß rechtzeitige Maßregeln ergriffen würden, um ihn in seinem Eigentum zu schützen, wenn nach längerer Fortdauer und noch viel mehr nach erkannter Anstandslosigkeit des Streiks die Stimmung unter den feienden Arbeitern eine verübte werden sollte.

Der Bürgermeister sah raschlos den Polizeichef Niestler an, als dieser von der Unzulänglichkeit seines Personals gegenüber den Hunderten von Arbeitern sprach. Kayserling guckte ungeduldig die Äpfel und meinte: „Dafür brauchen wir erst gar nicht zu reden. Ihre drei halbinaliden Polizisten genügen natürlich nicht.“

„Aber was sollen wir thun?“ fragte der Bürgermeister. „Das ist doch sehr einfach,“ erwiderte der Fabrikant mit einem Anflug von Verachtung. „In Rüfensburg liegen unsere Fursen; eine halbe Schwadron genügt. Es ist Ihre Sache, uns das Militär heraufzuschaffen, damit Neuhäusen keine Aufstände und Plünderungsszenen erlebe. Was mich anbetrifft, so reise ich ganz einfach ab, wenn Sie keine Vorkehrungen treffen.“

„Und Ihr Haus? Und Ihre Fabrik?“ fragte das Haupt der Stadt. „Ich bin noch immer kein armer Mann, lieber Herr Bürgermeister, wenn beide niedergebrannt werden. Aber in Ihrer Haut möchte ich dann nicht stecken!“

Damit hatte er sich empöfen, um seine Argumente im Geiste der beiden Räte der Stadt nachwirken zu lassen; und das hatten sie auch so raschig getan, daß die Julage militärischer Hilfe für den Fall der Noth schon am nächsten Tage vom Ministerium erteilt und dem Fabrikherrn bekannt gegeben war; das Kommando in Rüfensburg war angewiesen worden, einen Zug Fursen nach Neuhäusen sofort abzugeben und diesen Posten auf Requisition des Bürgermeisters nöthigenfalls schnell zu verstärken.

Wenige Minuten nachdem der Kommerzienrath in das Comptoir zurückgekehrt war, verkündete die Glocke vom Thurm der Fabrik die zwölfte Stunde. Alsobald begab sich Kayserling in den Hof hinunter, wo die Arbeiter aus allen Häusern der Fabrik zusammenzustromen begannen. Um die Menge besser überblicken zu können, trat er auf die oberste der Stufen, die zu dem erhöhten Eingang eines der Seiteneingänge hinaufführten.

Als die Arbeiter besaßen und die wogenden Massen von einiger Nähe gekommen waren, begann der Kommerzienrath mit nicht lauter, aber trocknen weihen vernünftiger Stimme und mit einer Haltung, die ruhige Entschlossenheit verrieth, zu reden:

„Ihr habt den Wunsch kundgegeben, euch mit mir auszusprechen. Ich habe es für diesmal hingehen lassen, daß es in regelmäßiger Form geschah, und habe diese Zeit bestimmt, weil eine Unterbrechung der Arbeit gegen die Fabrikordnung ist. So lange diese Ordnung besteht, soll sie befolgt werden. Wenn ihr also gegen einzelne Folgen derselben, die euch unangenehm sind, Einspruch erheben wollt, so überlegt euch die Sache vorher zweimal. Denn ein für alle Mal, Ausnahmen mache ich nicht. So — nun werden wir sehr rasch miteinander ins Klare kommen.“

Bei diesem wenig versprechenden Anfang erhob sich ein dumpfes Gemurre unter den Arbeitern. Kayserling erhob die Hand, und so groß war sein Ansehen unter seinen

Leuten, daß diese kurze, gebieterische Bewegung genügte, um wieder sofortiges Schweigen eintreten zu lassen. Er begann abermals:

„Wenn ihr Alle miteinander reden wollt, so giebt's ein wüthes Geschrei, und wir kommen nicht weiter. Erwählt Einen unter euch, um eure Wünsche vorzutragen, meinetwegen Mertens, weil der sich ja nicht mehr vor süßen Folgen zu fürchten braucht.“

Dieser Grund war einleuchtend. Mertens wurde vorgeschoben und trat in ungeschickter Haltung aus dem Haufen heraus, noch ungeschickter durch sein ganz verfehltes Benehmen, ein Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen, das er weit entfernt war, zu besitzen. Kayserling durchschaute dies vollkommen, und Mertens wiederum wußte ganz genau, daß er von dem Fabrikanten durchschaute wurde. Schon in diesem Augenblicke hatte die Mehrzahl der Arbeiter die unbehagliche Empfindung, daß es mit ihrer Sache nicht zum Besten stiehe.

„Nun, Mertens?“ fragte Kayserling.

Der also Aufgeforderte stotterte einige unzusammenhängende Sätze hervor, deren Sinn nur durch einzelne Worte, wie „Entlassung“, „Zohnführung“, „zurücknehmen“, mehr zu errathen als zu verstehen war. Nachdem der Schluß in unverständlichem Gemurre verlaufen war, stand der unglückliche Wortführer da, sich in hilfloser Verlegenheit bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuße wiegend. So erblickt nun auch seine Genossen über diesen Verlauf waren, keiner von ihnen hatte Lust, an Mertens Stelle zu treten.

Kayserlings Augen schweiften über die Reihen der Leute hin; als sie den Bescheid erdachten, winkte er ihn zu sich heran und sagte: „Selen Sie doch so gut und treten Sie einmal her, Ebel. Vielleicht verständigen wir uns rascher, wenn Sie ein wenig bolmseligen.“

Ebel hielt sich gern noch etwas im Hintergrunde gehalten, weil er die Absicht des Fabrikanten durchschaute, ihn schon jetzt in ganz unvorteilhafter Weise zu einer bestimmten Stellungnahme zu nöthigen. Indem er sich widerstrebend der Nothwendigkeit fügte, schritt er, als er gewünscht, Farbe zu bekennen, tröselte er sich mit dem Gedanken, daß es sich schlimmsten Falles um wenige Stunden handelte.

Als Ebel vor- und Mertens zurückgetreten war, fragte Kayserling Jenen:

„Haben Sie verstanden, was die Leute wollen?“

„Ich glaube wohl, Herr Kommerzienrath,“ antwortete Ebel. „Ihre Arbeiter wünschen, daß die Zohnführungen der letzten Woche und die heute früh angeordneten Entlassungen zurückgenommen werden.“

„Ist es so?“ fragte Kayserling.

Ein vielsinniges „Ja“ antwortete ihm.

„Dann, mein lieber Ebel,“ sagte der Kommerzienrath mit ausgesuchter Freundlichkeit, „haben Sie wohl die Güte, mir zu sagen, ob nicht beide Maßregeln in den §§ 27 und 43 der Fabrikordnung ausdrücklich vorgesehen sind?“

„Das wohl, Herr Kayserling, aber —“

„Warte, ja oder nein — das Weitere wollen Sie gefälligst mir überlassen. Nun Ebel, ja oder nein?“

„Ja!“ erklärte Ebel störrisch.

„Ah, sehr schön!“ bemerkte nun der Fabrikant. „Von einer Zurücknahme der Maßregeln kann also keine Rede sein. Ich habe die Fabrikordnung nicht entworfen, damit sie auf dem Papiere stehen, sondern damit sie gehandhabt werden soll. Wer mit ihren Bestimmungen nicht einverstanden ist, mag gehen — heute — morgen — jederzeit. Ich halte keinen von euch!“

Die Arbeiter saßen sich verdußt an, sie konnten sich nicht denken, daß die ganze Angelegenheit auf so kurzgebundene Weise endgültig erledigt sein sollte.

Aber Ebel war seiner Aufgabe besser gewachsen als Mertens; er nahm noch einmal das Wort und erklärte, daß die Arbeiter eine Abänderung der Fabrikordnung oder mindestens eine gefindere Handhabung einzelner Bestimmungen wünschten; auch sprach er in ihrem Namen das Ersuchen aus, es möge rückwirkend ein Erlass der angeordneten Strafen und Kündigungen verfügt werden.

„Und wenn ich erkläre, mich auf alle Dinge nicht einzulassen zu können?“ fragte Kayserling ruhig.

„Sie können wohl, wenn Sie nur wollen,“ erwiderte Ebel, und lauter Juchz aus den Reihen der Arbeiter verrieth deren Freude über die bessere Wendung, welche jetzt die Sache zu nehmen schien.

Kayserling blidte kaltblütig auf die erregte Menge, wartete, bis die Hände in den Taschen seines Leberzeckers verankert, bis der Dampf sich etwas gelegt hatte, und sagte dann: „Dann versteht ihr nichts! Und schließlich ist es auch einetlei, ob ich es nicht thue, weil ich es nicht kann, oder weil ich es nicht will. Jedenfalls thue ich es nicht.“

„Dann legen wir die Arbeit nieder,“ erklärte Ebel. „Wir streiken! Wir wollen nicht wie Schulkinder behandelt sein! Wir sind keine Sklaven!“ rief es wild durcheinander.

„Sehr schön!“ sagte Kayserling mit ungerührter Ruhe. „Der heute Nachmittag um halb 2 Uhr — nicht um 1 Uhr — denn die halbe Stunde, die wir uns hier gemüthlich unterhalten haben, schenke ich euch — wer also um halb 2 Uhr nicht antritt, ist entlassen und wird selbstverständlich nie wieder bei mir eingestellt werden.“

Nach diesen Worten stieg er die Stufen hinunter, ging sorglos mitten durch die Arbeiter hindurch, die ihm trotz ihrer Erregtheit schweigend Platz machten, und begab sich nach Hause. Ihm nach strömte das ganze Personal durch das große Eingangsthor hinaus, die meisten von dem erbitternden Gesichte heimgesucht, daß sie einen dummen Streich gemacht hätten, den sie schon jetzt bedauerten, und daß sie trotzdem den zweiten, noch dümmern Streich begehen würden, das Angefangene fortzusetzen.

Als am Nachmittag die Glocke den Wiederbeginn der Arbeitszeit einludete, erschienen nur einige zwanzig Arbeiter, die übrigen führten ihre Drohung aus und blieben fort. Kayserling ließ von den Erschienenen die nöthigsten Dinge besorgen und wartete die weitere Entwicklung der Sache ab.

Von den treu gebliebenen Arbeitern erfuhr der Fabrikant, daß unter ihren Kameraden die Stimmung eine gescheiterte sei, sehr viele von dem Streik lieber nichts wissen wollten, aber vor dem Uebergriffe der Lebhafte und deren Einfluß sich gefügt hätten. Darüber guckte er die Äpfel, weil er für so schwache Charaktere kein Verständnis und kein Mitleid hatte. Als ihm aber nach Freitagsabend hinterbracht wurde, daß sich stärkere Gruppen streikender Arbeiter in der Nähe des Ausgangs der Fabrik angesammelt hätten, um die aus denselben heimkehrenden mit spöttischen und drohenden Redensarten zu verfolgen, geriet er in heftigen Zorn. Er begab sich sofort persönlich dorthin, schritt auf eine der Gruppen zu und sagte so laut, daß es auch von den andern gehört werden konnte: „Ihr seid zwar zu dumm, um zu wissen, welche Folgen es für euch haben kann, wenn ihr euch zusammenwollt, um auf meine Arbeiter einen Zwang auszuüben, aber wozu habt ihr denn euren schlaunen Dr. Ebel? Er wird's euch schon sagen, was da geschehen kann! Ich will nicht Kayserling heißen, wenn ich euch so schlechte Späße durchgehen lassen! Ihr kennt mich!“

„Und hat Niemand etwas zu sagen!“ schallte es trotzig zurück.

„Das werden wir ja sehen,“ erwiderte Kayserling. „Euch hindert Niemand zu faulenz, aber ihr sollt Andere nicht hindern zu arbeiten.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Gebiete der Kunsttechnik.

(Eigener Aufsatz für das „Wiesbadener Tagblatt“.)

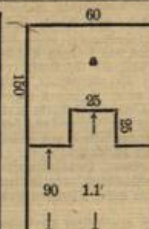
Das Silhouettenschneiden.

Noch im Anfange unseres Jahrhunderts hielt man die Kunst, Schattenschnitte zu schneiden, für eine viel zu schätzbare Erfindung, als daß sie jemals ganz außer Mode kommen könnte. Diese Silhouettenkunst hat nun in unserer Zeit sehr nachgelassen und nicht mehr findet man die derartige Ausgestaltung, wie ehemals in Ringen, Halsgehängen und Uhrketten. Doch immerhin sind Portraits unserer Vorfahren als Silhouetten geschnitten, fast in jedem Hause vorzufinden, wo sie neben der sie verdrängten habenden Photographie, respektive in letzterer angefügten Bildern, ein schattenhaftes Dasein führen. Und doch hat das Ausschneiden und Schneiden von Schattenschnitten einen gewissen Reiz, so daß wir uns nicht verlagen können, die ehemals so fleißig geübte Kunst für unsere Väter wieder an das Licht zu führen, umso mehr, da die Ausübung eine dankbare zu nennen ist und auch diesen, welche nicht zeichnen können, zur Anregung dienen mag.

Kleine Portraits auf Visitenkarten angebracht, dienen dazu, neben dem Namen auch das Aussehen des Namens-trägers bei denen zu festigen, welchen man eine derartige Karte überlegt. Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß man eine jede zu überreichende Karte mit seinem Bildnisse schmücken solle, sondern sie sollen nur dem Zwecke dienen, Personen welchen man näher steht, dadurch eine kleine Freude verursachen zu wollen. Dieser Zweck wird durch

das soeben Erwähnte voll und ganz errungen. Auch beim Ueberreichen sonstiger Geschenke läßt sich eine kleine Silhouette leicht andringen und kann diese je nach Umständen zu einer Hauptzierde des betreffenden Gegenstandes umgestaltet werden.

Ueber die Anfertigung das Folgende: Der Originalstich wird zumeist der künstlicher Beleuchtung gemacht. Es kommt hierbei viel auf die Stellung der Person selbst, als wie auch auf den Standort des Lichtes an. Je weiter jene von der Wand absteht, auf welcher ihr Schatten projiziert wird, desto größer und unedlicher wird letzterer und umgekehrt, wird sich der Schatten schärfer und kleiner zeigen, wenn die anzuschauende Person näher an der Wand steht. Die Schulter ist die Ursache, daß der Kopf nie an der Wand anliegen kann, ohne sich etwas zu neigen und wenn dieses der Fall wäre, würde der sich absehbende Schatten begrifflicher Weise unrichtig werden. Hat man nun die Absicht, das Silhouettenstich mehr rationell zu betreiben, so konstruiere man sich ein höfliches Gestell. Dasselbe muß so zusammengeklappt sein, daß es senkrecht steht. Es ist also ein Rahmen anzufertigen, welcher ungefähr 60 Centimeter breit sein muß. Am unteren Ende sind zwei Füße angebracht, welche ein Bankett des Gestells verhielten. Was die Höhe des ganzen Rahmens anbelangt, so muß dafür eine Größe von ca. 1,50 Meter vorgesehen werden. Um ein festes Anlegen des Kopfes auf der Zeichensfläche zu ermöglichen, muß die Schulter des Aufzunehmenden den Rahmen durchdringen. Befolgende kleine Skizze mag dazu dienen, den Rahmen, respektive dessen Konstruktion klarer zu machen. Die eingezeichneten Zahlen sind Centimeter. In der Entfernung von 90 Centimeter vom Boden aus geht eine Querleiste, welche in ihrer Mitte



vorstehende Person steht sich auf einen Einstich worauf man das Gestell an dieselbe herandrückt, so daß, wie schon erwähnt, die Schulter in den Einstich, der Kopf aber gegen die Glasfläche zu liegen kommt. Nachdem dieses geschehen, richtet der Zeichner das Gesicht des Modells so, daß dasselbe die mit den Augen die ihnen gerade gegenüberliegende Stelle der davor sich befindlichen Wand ansehe. Ist der Kopf in einer solchen Lage, daß der von demselben auf das Papier geworfene Schatten Ähnlichkeit mit dem Original hat, so wird der Umriss mit Bleistift gezeichnet. Bei dieser Arbeit hat man es nicht nötig, sich zu überlegen, weil der abzunehmende Person das Silhouetten an der erwähnten Tafel nicht die geringste Mühe verursacht. Der Zeichner sitzt hinter der Glasfläche und zieht die Umriss, welche vollkommen rein durch das Papier durchscheinen, mit aller Bequemlichkeit nach. Ist die Zeichnung eine künstliche, also etwa am Abend, so muß eine hellbrennende Petroleumlampe, deren Schirm abgenommen ist in einer Entfernung von circa 2 Metern und zwar in Kopfhöhe aufgestellt werden. Viel besser und richtiger als bei

Nicht läßt es sich bei untergehender Sonne zeichnen. Es hat dieses darum seine Schwierigkeiten, weil selten der Unter- gang der Sonne dem Himmel aus zu setzen ist. Es ist darauf zu achten, daß die Sonnenstrahlen senkrecht auf die Glasplatte fallen, da sonst die Silhouette unrichtig wird. Die Masse, welche auf diese Art gemacht werden, fallen be- weglich genauer aus, weil der Schatten, den das Licht der herabsinkenden Sonne erzeugt, viel schärfer und feiner ist. Auch sieht man vollkommen und deutlich den Zug des Bleistifts, welcher beim Zeichnen unter Zuhilfenahme künst- lichen Lichtes nur sehr schwer zu erkennen ist. Nachdem die Zeichnung des Kopfes im Umriss entstanden ist, muß dessen Verfeinerung vorgenommen werden. Zu diesem Zwecke dient ein Instrument, welches „Storchschnabel“ ge- nannt ist. Dasselbe kann von verschiedener Form sein. Diejenigen, bei welchen sich die Stäbe in messingenen oder stählernen Schrauben bewegen, sind darum den ganz hölzernen vorzuziehen, weil das Ganze besser befestigt werden kann. Der Storchschnabel muß von einer gewissen Schwere sein, damit der Stift, welcher gezeichnet, besser auf- liegt. Die Erfahrung lehrt, daß diesem Fehler durch Auf- legen eines kleinen Gewichtes nicht immer ganz abgeholfen werden kann. Das Wesentlichste bei einem Storchschnabel ist dieses, daß er richtig gehöret sei. Der geringste Fehler dabei macht das Instrument untauglich. Die Probe, ob ein Instrument richtig ist, wird mit einem Zirkel gemacht, mittels dessen man einen Kreis auf Papier zeichnet. Wird der Kreis im Kleinen vollkommen rund, so ist das In- strument gut, doch müßte man, um desselben vollkommen sicher zu sein, die Probe durch alle eingebohrten Löcher machen.

Am Besten kauft man sich ein zum Zeichnen taugliches Instrument in einer größeren Kunsthandlung. Einige Worte, welche den Gebrauch des Storchschnabels erklären, wird man bei dem betreffenden Verkäufer erfahren. Wer schon mit der Einrichtung des Instrumentes bekannt ist, wird wissen, daß sich der große Originalstift nicht auf ein- mal so verfeinern läßt, daß man die Silhouette in der Größe eines Markstückes ausstrichen kann. Will man stark verfeinern, so zeichne man zuerst einen Riß auf etwa 10 Centimeter Größe und mache von diesem eine kleinere Uebersetzung. Wenn nicht schon längere Uebung vorhanden, wird die Hand des Anfängers beim Gebrauche des Storch- schnabels zittern. Um nun diesem Uebelstande zu begegnen, legt man den Originalstift auf eine glatte, jedoch weiche Unterlage und fahre die Bleistiftumrisse unter gleichem Drucke mit einer Zirkelnadel nach, wodurch sich die Zeichnung etwas vertieft gehalten wird. Die in dem Storchschnabel befindliche Knochenstange ist dann leicht in der so ent- standenen Furchung nachzuführen. Die Zeichnung der eigentlichen Silhouette ist auf der Rückseite des schwarzen Papiertes aufzutragen und wird nun mit einer nicht allzu- kleinen Scheere sauber nachgeschnitten. Je unruhiger eine Hand beim Schneiden sich zeigt, um so schwerer soll man die zu gebrauchende Scheere auswählen. Das Papier wähle man am raffinsten und möglichst weich. Das Ausfüllen der aus- geschnittenen Schattenteile geschieht, indem man ein Blatt Papier dünn und gleichmäßig mit Gummi oder Dextrin anstreicht und dann den Riß ruhig und ohne ihn hin- und herzuführen leicht aufdrückt, worauf man ihm den für ihn bestimmten Platz anweist und ihn ferner durch ein aufgelegtes Blatt Papier fest aufplättet. Um nun das Silhouettieren etwas dem Kunstgewerbe an- zupassen, so läßt sich unter Zuhilfenahme von Blattgold eine prächtige Wirkung erzielen. Auf eine Glasplatte des- selbigen Grades soll eine Silhouette angebracht werden. Die Platte wird auf das Gewissenhafteste gereinigt und zwar mittels Spiritus und Wasser. Guterlei bleibt es, ob das

Glas eben oder aber erhaben ist. Man löse in etwa 30 Gramm destillirtem Wasser etwas Hausenblase in der ungefähren Größe $\frac{1}{2}$ Fingerringels auf und gieße diese Lösung über das betreffende Glas auf, so daß dasselbe an allen Stellen mit einer dünnen Wasserhaut bedeckt erscheint. Auf diese Lösung trägt man gutes Blattgold, welches mittels eines Anfängers, eines platten Pinsels, welchen man einige Male leicht über die Kopfhaut gleiten läßt, auf. Das Gold wird auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und es ist dabei zu achten, daß keine offene Stellen ersichtlich bleiben. Zeigt sich das Gold zerfallen und weist es Löcher auf, so wird ein neues Stück über diese defekten Plätze aufgelegt. Bis zum vollständigen Austrocknen muß die Glasplatte ruhig in ihrer Lage bleiben, welches immerhin bis 10 Stunden Zeit erfordert. Der Trockenprozeß darf nicht beschleunigt werden und soll das Gold im Schatten getrocknet werden. Ist es gut trocken geworden und zeigt keine matte Stelle mehr, so nimmt man ungesponnene Baumwolle und über- reibt anfangs sanft, dann etwas kräftiger das auf- gelegte Blattgold. So rein auch immer die Wölle sein mag, so wird durch das Reiben doch ein großer Theil des Goldes abgehen, so daß dasselbe ganz durchsichtig scheint wird. Dieses hat jedoch nichts zu sagen, Man fährt mit dem Bolzen so lange fort, bis man sich in dem Golde wie in einem Spiegel besehen kann. Nach dem werden diese Hestellen wieder angefeuchtet, mit neuem Golde belegt und nach erfolgtem Trocknen nachpoliert. Das Auftragen des hausenblasigen Wassers erfolgt hierbei mit einem Haarpinsel. Gut ist es, wenn das Trocknen hier- bei etwas beschleunigt wird. Um den Schattentrich auf das Gold zu übertragen, verfährt man wie folgt: „Das Papier, auf welchem sich der Schattentrich befindet, wird mit Reibwollen auf dem Tische befestigt. Da, wo sich in dem Storchschnabel die Bleistiftspitze befindet, wird eine Stopfnadel angebracht. Die Nadel muß so lange in ihrer Hülse un- beweglich bleiben, bis das Glas gerichtet ist. Nach dem hebt man den Storchschnabel in die Höhe und läßt die Nadel etwas heruntergleiten, worauf sie gut befestigt wird. Zur Vorfrage führt man mit derselben etwas auf der Stelle des Goldes umher, welche doch wegenommen wird. Es hat dieses den Zweck, sich davon zu überzeugen, ob die Nadel leicht und doch genügend tief über den Goldgrund weggleitet. Sodann wird auf die schon geschilderte Weise der Kopf aufgetragen. Um nun das Gold inmitten der Konturen weg- zubringen, wisse man sich ein Stöckchen, welches man im Munde ansteckt und damit sorgfältig das Ueberflüssige weg. Die kleinen Goldtheilchen, welche auf dem Glase zurückbleiben, müssen sorgfältig wegenommen werden. Der eigentliche Kopf muß eine vollständig reine Glasfläche aufweisen. Hierauf wird der Kopf mit etwas verdünntem Asphalt, welchem etwas weniges Wachs zugegeben ist, mit einem weichen Haarpinsel dünn und gleichmäßig überstrichen und dem Trocknen ausgesetzt. Mit einer feinen Nadel, welche man in einen Holzstiel eingeritten hat, werden die Haare und Gewandung mit leichter Zirkelführung ausgezeichnet, worauf das Ganze nochmals mit Asphaltlack, oder besser schwarze Oelfarbe, dem etwas Weiß zugegeben, überstrichen wird. So her- gestellte Schattenteile machen entstehen einen hochkünstlerischen Eindruck, ohne daß man die Gesamtanfertigung mit größerer künstlerischer Fertigkeit unternehmen hat. Leg die Nadel auf das Portrait mit einem runden Gelbdrabe einzufügen, so muß dieses geschehen, wenn der Kopf noch nicht die Asphaltfläche trägt. Innerten des vom Golde entblöhten Portraits wird etwas Silberlack aufgetragen, auf welchen man die Zirkelfarbe einsetzt und sodann den Kreis in der gewünschten Größe schält. Das überflüssige Gold zu ent- fernern, ist bereits schon geschildert. Durch Unterlage von

rothem Sammet und eine gesammte Umrahmung mittels Goldbleichen erzielt man Effekte, die Nichts zu wünschen übrig lassen. Derartig ausgeführte Bildnisse dienen mit zu einer wirklich schönen Aus schmückung unserer modernen Salons.

H. Bouffier, Zeichenlehrer in Wiesbaden.

Vermischtes.

* Ein Erdbeben-See. In dem hohen veröffentlichten Tagebuch eines französischen Dominikaners Namens Gonthou, der lange Zeit auf Trinidad als Missionar wirkte (Trinidad, Journal d'un missionnaire dominicain, Paris 1893, Victor Rotaux), findet man eine ausführliche Beschreibung des Erdbeben-Sees, dessen sich die Berle der kleinen Antillen rühmen kann. Die Spanier nennen dieses Natur- wunder „la Brea“ (das Wort bedeutet Erdpech), die Engländer „the pitch-lake“. „Die Orte auf der Erde, wo man Erdpech findet, sind selten“, schreibt der Missionar. „Trinidad aber gehört zu diesen bevorzugten Orten.“ Was ist denn aber in Wirklichkeit ein solcher See aus Erdpech? Nichts Anderes als eine Art Vulkan. Derjenige Trinidad ist an der Westküste gelegen, etwa sechzehn Meilen südlich von San Fernando, am Ufer des Meeres. Der See oder Krater dieser Art von Vulkan nimmt freilich nur eine Ober- fläche von vier Quadratkilometern ein, aber die Lava, die mit der Zeit daraus hervorgerissen ist, bedeckt mindestens fünfzehn Quadrat- kilometer, deren Tiefe und Unfruchtbarkeit einen verhängnisvollen Segen auf die üppigen Vegetation der Umgebung haben. Hier und dort gedeihen einige Kräuter und Sträucher, deren Wurzel sich in den Spalten des Erdpeches festsetzen. Während der heißen Jahres- zeit kommen die Pflanzen noch fort, aber in der trockenen Jahreszeit stirbt Alles ab. Um zu dem See oder dem Krater zu gelangen, muß man eine laute Anzahl von etwa fünfzig Meilen emporklimmen. Von dort bemerkt man einen ziemlich bedeutenden, vom Erdpech gebildeten Vorprung ins Meer hinaus. Der „See“ selbst ist eine gewaltige schwarze Fläche, auf der sich einige Wasserläufe in den Spalten befinden. Ringsum die Eyre von Feuer oder Rauch, aber wechelt dort man dem tiefen See einen Vulkan nennen? Aus dem einsamen Grunde, weil ihm ähnlich aus dem Innern der Erde eine beträchtliche Masse Lava ausströmt, scheint. Er wird von zahlreichen Arbeiten ausgebeutet, die fast ohne Unterbrechung mit Hilfe von Heiden das Erdpech heranschieben, gleich wie man mit einem Meßer ein Stück aus einem holländischen Käse heraus- schneidet. Log für Log köhlet sie auf diese Weise Gruben von drei bis vier Meter Tiefe aus, um am folgenden Tage in das Meer wiederabzuwerfen. Man ist bis zu fünfzehn Meilen gegangen — eine Woche später hatte das Erdpech die Entfernung wieder aus- gefüllt. Im Mittelpunkte des Sees ist die Pflanze flüssig, und man würde dort Gefahr laufen, in sie einzusinken, aber nirgends ist sie heiß. Eine große Menge dieser schwarzen Masse wird ausgeführt, und steht liegen Schiffe verschiedener Nationen vor dem Vorgebirge an dem Erdbeben-See vor Anker. Das Erdpech wird in gewaltigen Kesseln geschmolzen, um dann in Tonnen auf die Schiffe gebracht zu werden. Wenn man sich dem See nähert und besonders der Schmelzhütte, empfindet man einen sehr starken Geruch, der dem des Theers ähnlich ist. Das Land ringsum ist eine Bruchfläche des giesenden, bogenen und Bruchstücke, die sonst auf der Insel häufig vorkommen, in diesem Theil fast unbekannt.

* Ausgeblasene Kinder. In den Lokalen Berlins und Umgebung, wo das Publikum bei glühendem Wetter nur noch Zerkühen sich ereignet, hat es sich regende Szenen, die es wohl verdienen, der Künstlerhand geschildert zu werden. Nach alter Sitte steht der Berliner am Sonntag Nachmittag mit Kind und Kegel aus, um in irgend einem Garten einige Stunden Erholung zu suchen. Das kleine Volk zerstreut sich trotz aller Warnungen und hält sich mit Vor- liebe da auf, wo geschossen, getuschelt, gemurmelt, geredet oder sonst etwas Interessantes verläutet wird. So leicht es war, diese Volkshäufen auszufüllen, so schwer ist es für manches Weibchen, den Rückweg zum elterlichen Hause zu finden. Der kleine verlorene Sohn häuft nun häuslich in die Arme, die es wohl verdient, einen heftigen dem Ungehörigen beizugehen, er weiß in keiner Angst geschwindig seine näheren Angaben über Name und Wohnung zu machen, so daß es schimm um ihn händer, wenn ihn nicht plötzlich die kräftigen Arme eines in derartigen Fällen erfahrenen Herrn aufnehmen. Unter solcher Bedeckung von Mütze und Jung wie der kleine „Find- ling“ nach dem Orchester getragen und dort hoch emporgehalten, ein freudvoller Trompeter gibt ein Signal — und bald windet sich die glänzende Mutter durch die Menge, um den bereits aufgefundenen Weibchen in Empfang zu nehmen. Die Scene des Wiederfindens ist aber nicht ohne einen nicht ohne der weniger sentimentale denkende Vater dem „angeblasenen“ Schelm hinterher noch die Füßchen streift.

Amfliche Anzeigen

Bekanntmachung.

Nachstehende Bestimmungen der von dem Herrn Regierungs-Präsidenten erlassenen Polizeiverordnung zur Verhütung der Cholera- gefahr vom 7. September 1892 werden hiermit wiederholt in Ge- innerung gebracht:

1. Haushaltsbefehl, Haushaltungsbefehle und Kester- fälle, sobald sie innerhalb ihrer Haushalte und Haushaltungen, beginnend mit der Aufnahme ihres Kindes von dem Mutter- und ersten Kind- durchfällen (Dysenterie, Cholera, Cholera nostras) Kenntnis er- halten haben, verpflichtet, von jedem dieser Krankheitsfälle, mit Ausnahme der Durchfälle bei Kindern unter 2 Jahren unge- fährlich spätestens innerhalb 3 Stunden der Ortspolizeibehörde und dem Kreisphysikus unter Angabe des Tages der Erkrankung des Vaters und Familiennamens des Erkrankten, seines Alters und seiner Wohnung schriftlich oder telegraphisch Anzeige zu machen.

Die gleiche Anzeigepflicht liegt Haushaltungsbefehlern, Haushaltungs- gehenden und Kestern bei allen durch Durchfälle verursachten Todesfällen od. Nur Todesfälle von Kindern unter 2 Jahren sind auch hiervon ausgenommen.

2. Die in Haushalten befindlichen begn. angestellten Personen (Kellner, Stubenmädchen u.) sind verpflichtet, alle ihnen dort be- kannt werdenden choleraverdächtigen Krankheitserscheinungen (Durch- fälle u. s. w.) sofort dem Haushaltsbefehl mitzutheilen.

3. Zuwiderhandlungen gegen diese Vorschriften werden, soweit sie nicht nach § 327 des Reichsstrafgesetzbuchs eine härtere Strafe nach sich ziehen, mit Geldstrafen bis zum Betrage von 60 Mk. bestraft.

Wiesbaden, den 10. Juli 1893.

Königliche Polizei-Direction. Schütte.

Stadtsanctus zu Wiesbaden.

Die Ferien des Stadtsanctus beginnen am 21. Juli und enden am 1. September d. J. Während der Ferien dürfen keine öffentlichen Versammlungen, die den Zweck haben, in öffentlichen Sachen abgehalten werden. Auf den Kauf der ge- wöhnlichen Karten bleiben die Ferien ohne Einfluß. Dies wird gemäß § 6 des Reglements vom 28. Februar 1894 zur öffentlichen Kennt- nis gebracht.

Wiesbaden, den 1. Juli 1893.

Der Vorsitzende. J. B. Sch.

Bekanntmachung.

Die Polizei-Verordnung vom 16. November 1892 bestimmt in § 25. Der zu einem Brande ausbrechenden Feuerweh ist freie Bahn zu machen. Fußgänger müssen den Wagenspuren und Fahr- weisen der Feuerwehr sofort Platz machen. Weiter und Fahrwege sind gleichfalls verpflichtet, denselben vollständig auszuweichen und

wenn dies die Verhütung nicht gefährdet, so lange still zu halten, bis die Feuerwehr vorüber ist. Ist es nicht möglich, die Fahrzeuge der Feuerwehr vorfahren zu lassen, so haben Fahrer und Fuß- wehrer, um jeden Aufenthalt zu vermeiden, in möglichst bequemer Gangart voranzukommen und an der nächsten geeigneten Stelle Halt zu machen, um die Feuerwehr vorüber zu lassen.

Wiesbaden, im Juli 1893.

Die Feuerwehr-Commission des Magistrats.

Nichtamtliche Anzeigen

„Vod-Cigarre.“

eine hochfeine Special-Cigarre zu 5 Pf. per Stück, die sich all- seits größter Beliebtheit erfreut, empfiehlt im Alleinverkauf 10917 J. Frey, Edz. Schmaldach- und Kautschukfabrik.

Das Johann Hoff'sche Malzextract- Gesundheitsbier unterstützt die Ver- dauung und dient zur Stärkung und Kräftigung des Körpers.

Bitte wieder um eine Sendung Ihres vortheilhaften Malzextract- Gesundheitsbieres, das mich ganz besonders frägte, indem es den Appetit anregt und die künftigen Ver- dauungsstörungen gänzlich beseitigt.

E. Gahn in Berlin, Baldfstraße 6.
Johann Hoff, f. f. Hoff, Berlin, Rine 281 Helmstr. 1.
Verkaufsstelle in Wiesbaden bei A. Schütz (Ind. Carl Merz), Schillerstr. 1. Ang. Engel, Lang- gasse, P. A. Müller, Altschulstr. 2723

Pfeiffer & Co., Bankgeschäft, Langgasse 16, 1. Stock, Wiesbaden, halten sich zur Besorgung aller Bankgeschäfte unter Zusicherung billiger und reeller Bedienung bestens empfohlen.

Neue Frührofen-Kartoffeln, mehrfach und billig, Intere Friedrichstraße 10, Thoring. L. 14080



Drucksachen

für alle

Familienfeste

fertigt in
geschmackvollster

— Ausstattung —

L. Schellenberg'sche Hof-Buchdruckerei

Kontor: Langgasse 27.

Verlobungs- und Vermählungs-Anzeigen

in Brief- und Kartenform

Tischkarten * Hochzeitslieder
Einladungen * Hochzeits-Zeitungen
Menüs * Geburtsanzeigen.

Wassage, Ein- u. Uebertragungen (für Herren u. Damen) a Person 60 Pf. Np. im Tagbl. Berl. 14349